

University of Minnesota Morris Digital Well

University of Minnesota Morris Digital Well

German Publications

Faculty and Staff Scholarship

Fall 2018

Reisen auf der Prärie

Edith Borchardt

University of Minnesota - Morris, borchaed@morris.umn.edu

Follow this and additional works at: <https://digitalcommons.morris.umn.edu/german>



Part of the [American Literature Commons](#), and the [German Literature Commons](#)

Recommended Citation

Borchardt, Edith. "Reisen auf der Prärie," a short story, in *TRANS-LIT2* (XXIV: 1, 69 - 72), Spring 2018.

This Article is brought to you for free and open access by the Faculty and Staff Scholarship at University of Minnesota Morris Digital Well. It has been accepted for inclusion in German Publications by an authorized administrator of University of Minnesota Morris Digital Well. For more information, please contact skulann@morris.umn.edu.

Reisen auf der Prärie

Morris ist eine Eisenbahnstadt, die 1871 gegründet wurde und ihren Namen vom leitenden Ingenieur des St. Paul und Pacific Railroad, Charles F. Morris, erhielt. Vor vielen Jahrzehnten kamen Züge mit Waisenkindern durch diese Stadt, wo künftige Pflegeeltern auf ihre Zöglinge warteten. In einem sozialen Experiment wurden zwischen 1853 und Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts verwaiste Kinder aus New York City bei Familien auf den Farmen im Mittelwesten untergebracht, um sie vor einem Leben in Armut und vor möglicher Kriminalität zu bewahren. Diese Züge hielten in mehr als 45 Staaten, sowie in Kanada und Mexiko. Auch in Morris stiegen diese Kinder ab, aber das ist nicht die Geschichte, die ich hier erzählen will.



Heute fahren nur noch Güterzüge auf den Schienen, die den westlichen Teil vom östlichen Teil der Stadt trennen. Das soll früher anders gewesen sein. Es hieß, daß Personenzüge mehrere Male am Tag nach Minneapolis gefahren sein sollen. Außerdem gab es eine gute Busverbindung, die noch existierte, als ich 1985 meine Stelle an der Uni antrat. Es war mir möglich, in der Früh den Bus zu nehmen und nach einer dreistündigen Fahrt in Minneapolis zu Mittag zu essen, mir danach im Orpheum ein Theaterstück anzusehen und mit dem Bus um 17 Uhr 30 wieder zurück nach Morris zu fahren. Diese Busverbindung wurde jedoch ganz plötzlich noch innerhalb meines ersten Jahres an der Uni eingestellt. Verschiedene

Buslinien, wie Greyhound und Jackrabbit übernahmen nun die Strecke von Benson aus, einem Ort zwanzig Meilen von Morris entfernt, und Busse gingen nur einmal pro Tag. Das Problem war, daß man erst einmal nach Benson kommen mußte, um zum Bus zu gelangen. Einen Busbahnhof gab es dort auch nicht. Die Haltestellen wurden hin und wieder verlegt. Zuletzt hielt der Bus nach und von Minneapolis an einer Tankstelle, die schon um neun oder zehn Uhr abends schloß.

Für Professoren, die auch Lehrverpflichtungen an der Uni in Minneapolis hatten und nicht immer mit dem Auto die lange Fahrt bewältigen wollten, war die Einstellung der direkten Busverbindung besonders problematisch, und wie ich hörte, soll ein Professor aus Österreich in einem Bürgerforum über dieses Problem in der Stadthalle geäußert haben, daß öffentlicher Transport „kein Privileg, sondern ein Recht der Einwohner“ sei. Darauf antwortete man ihm, daß doch seine eigenen Familienmitglieder oder Verwandte ihn zum Bus in Benson bringen könnten. Diese Haltung der einheimischen Verwaltung störte mich, weil ich – wie andere Kollegen aus entfernten Ländern und Staaten – weder Familie noch Verwandte im Ort hatte. Zu der Zeit besaß ich auch kein Auto mehr, mit dem ich selbst nach Benson hätte fahren können, weil es nach einem NEH Seminar auf meiner Rückfahrt von Seattle nach Portland Totalschaden erlitt, als ein unversicherter Kleinlastwagen in einer dichten Verkehrsstauung auf der äußersten Spur von Highway 5 von hinten auf meinen Wagen auffuhr und das Stahlgerüst des linken Kotflügels von meinem Ford Falcon in Balgfalten verwandelte. Auch wenn ich ein Auto gehabt hätte, wäre es unmöglich gewesen, tagelang bis zu meiner Rückkehr in Benson zu parken.

Einige Jahre später wagte ich es, mit Erlaubnis des Kegelbahnbesitzers in Alexandria meinen neu erworbenen Chevrolet Citation Gebrauchtwagen zehn Tage im März auf dem Parkplatz der Kegelbahn zu lassen, als ich von dort mit der Limousine nach Minneapolis zum Flughafen fuhr, um nach Florida zu einer Konferenz und dann auf ein paar Tage zu Besuch nach New Orleans zu fliegen. Bei meiner Rückkehr fand ich mein Auto mit luftleeren Rädern hinter einem hohen Schneehaufen wieder, denn eine jugendliche Bande, die irgendwie Streit mit dem Kegelbahnbesitzer hatte, hatte ihren Unmut an meinen Reifen ausgelassen und sie alle zerschnitten. Daß ich überhaupt zurück nach Alexandria kam, hatte ich nur einem Zufall zu verdanken. Wegen eines Umbaus am Flughafen

konnte ich den Auskunftsschalter für die Limousine nicht finden und wanderte draußen suchend herum, als ich zwei Kollegen von der Uni traf. Ich fragte sie, ob sie auch die Haltestelle für die Limousine suchten, und sie sagten mir, daß sie für die Rückfahrt ein Leihauto von der Uni hätten. Daraufhin bat ich sie, mich mitzunehmen und einen Umweg über Alexandria zu machen, um mein Auto dort abzuholen. Bei unserer Ankunft stellte sich heraus, daß die Reifen beschädigt waren. Auf die Frage, was wir nun machen sollten, entschied ich kurzerhand, mit meinen Kollegen nach Morris zurückzukehren, den Schaden von dort aus der Polizei zu melden und das Auto dann zur Reparatur abschleppen zu lassen. Ein paar Wochen darauf erfuhr ich, daß die Polizei die Täter ergriffen hatte, die mir die Kosten für die neuen Reifen in kleinen Raten zurückerstatten mußten. Außerdem erhielt ich von wenigstens einem der Schuldigen einen Brief, in dem er mich um Verzeihung bat, die ich ihm gewährte, weil es gerade Ostern war.

Ein andermal war ich kurz nach Neujahr auf dem Rückweg von New York in Minneapolis und wartete auf dem Autobusbahnhof auf den Bus nach Morris. Die Straßen waren total vereist, die Temperaturen sanken bis zu minus zwanzig Grad, und mein Bus um 17 Uhr 30 hatte Verspätung, doch wann der Bus unter diesen Umständen ankommen würde, war nicht einfach zu bestimmen. Mit einer Sekretärin in meiner Abteilung an der Uni hatte ich ausgemacht, daß sie mich in Benson an der Tankstelle abholen würde und mich dann nach Morris bringen würde. Weil ich aber nicht wußte, wann der Bus ankommen würde, rief ich sie von einer Telefonzelle in der Haltestelle an (damals hatte ich noch kein Handy), um ihr zu sagen, sie solle lieber zu Hause bleiben, denn ich konnte nicht von ihr erwarten, daß sie bei Tiefsttemperaturen stundenlang im Auto auf mich warten sollte. Sie wohnte auch nicht in Benson und es gab kein Café und auch kein Restaurant dort, das nach neun Uhr noch geöffnet gewesen wäre, wo sie sich hätte wärmen können.

Der Bus kam mit zwei Stunden Verspätung in Minneapolis an und hatte auf dem Weg aus der Stadt eine Panne, so daß er sofort in die Reparatur mußte, wo die Reifen gewechselt wurden, was noch größere Verspätung bei der Ankunft in Benson bedeutete. Wenn ich vorher die Hoffnung gehegt hatte, irgendwo – vielleicht in der Bar gegenüber der Tankstelle – zu später Stunde doch noch ein Telefon zu finden, um der Sekretärin sagen zu können, daß sie mich nun abholen könne, so wurde mir klar, als

der Bus sich auf der Landstraße durch die eisige Dunkelheit bewegte, daß ich keine Möglichkeit der Kommunikation haben würde, wenn ich erst gegen Mitternacht ankam. Was sollte ich machen? Vielleicht könnte ich trotz der Kälte zu Fuß zu einem Hotel im Ort laufen, um dort zu übernachten? Wo war die lokale Polizeistation? Von dort aus hätte ich unsere Sekretärin vielleicht anrufen können. Vielleicht war McDonald's um die Ecke von der Tankstelle noch offen? Dann kam mir das alte Sprichwort in den Sinn: „Der Mensch denkt. Gott lenkt.“ Gott würde eine Lösung finden, dachte ich mir und betete ununterbrochen und inbrünstig darum auf der langen Fahrt ins Ungewisse.

Beim Aussteigen an der geschlossenen Tankstelle in Benson fiel mir ein junges Mädchen auf, das ein weinrotes Kapuzen-Shirt trug, auf dem in goldgelben Buchstaben „MORRIS“ stand. Ich fragte sie, ob sie zurück nach Morris führe. „Ja“, sagte sie, aber sie wartete hier auf einen Freund von der Uni, der in diesem Bus sein sollte. Er war nicht drin, wie sich herausstellte, aber sie hatte trotzdem Gesellschaft auf der Rückfahrt, für die ich sie reichlich belohnte. Sie war Studentin an der Uni und wohnte praktisch um die Ecke von mir. Später erfuhren wir, daß ihr Freund nach Alexandria statt nach Benson gefahren war, wo ihn jemand anders abholte. Die Studenten hatten ein Netzwerk geformt, um ihren notgestrandeten Kollegen zu helfen und sie bei den lebensgefährlichen Temperaturen und vereisten Straßen sicher nach Hause zu bringen.